Carmen Tatschmurat OSB

Sr. Carmen Tatschmurat OSB, Jahrgang 1950, war als Soziologin bis 2010 Professorin an der Katholischen Stiftungshochschule München. Sie wurde 2010 zunächst Priorin und von 2013 bis 2020 Äbtissin der Abtei Venio in München und Prag. Derzeit arbeitet sie in der Begleitung von Menschen und Gemeinschaften.

Foto: Sr. Teresa Spikna OSB, Abtei Venio

Carmen Tatschmurat OSB

Die Alte bleiben und neu werden

Wenn ältere Frauen eintreten wollen

Im Nachdenken über die Herausforderungen, vor die einerseits eine Gemeinschaft durch ältere Novizinnen und vor die andererseits diese selbst durch ihren Eintritt in eine geformte Gemeinschaft gestellt werden, erinnere ich mich an meine eigene Situation vor knapp 30 Jahren.[1]

Persönliche Erfahrungen

Als ich 1997 in die Gemeinschaft eintrat, war ich 47 Jahre alt, damals noch eher eine Ausnahme. Ich trat mitten im laufenden Semester ein (ich war Professorin an einer Hochschule für Soziale Arbeit) und arbeitete zunächst nahtlos weiter. Im Beruf hatte ich verantwortlich zu handeln und über das Schicksal von Student:innen mitzuentscheiden, indem ich Noten gab, Praxiserfahrungen supervidierte, in der Prüfungskommission über Studiums-Verlängerung und Ähnliches entschied. Als Mitglied in verschiedenen Gremien standen immer wieder wichtige Entscheidungen an.

Parallel dazu wurde ich in das übliche Noviziats-Programm eingeführt. Die Zeitstrukturen waren nicht mehr selbstbestimmt. Das betraf nicht nur Gebets- und Essenszeiten, auch Abwesenheiten mussten „abgesprochen werden“, wie die beschönigende Umschreibung für „um Erlaubnis bitten“ heißt. Eine große Umstellung war das Essen, das damals noch sehr traditionell-bayrisch war. Ungewohnt war auch, dass ich meine Ausgaben minutiös in ein kleines Heftchen schreiben musste – und gleichzeitig im Beruf über große Summen mitentschied. Meine Kreditkarten hatte ich vorher alle gecancelt. Im ersten Jahr beendete ich noch eine Supervisionsausbildung, zu der ich regelmäßig nach

Berlin flog. Meine Magistra[2] war jünger als ich, und ich würde heute sagen: wir bemühten uns beide redlich.
Es gelang mir schrittweise, diese beiden Welten in meinem Leben zu verbinden, denn ich hatte die unumstößliche Gewissheit, dass dies mein Ort ist. Merkwürdig war dann doch immer wieder einiges, und es brauchte Gelassenheit und die Überzeugung, dass dies alles nur Rahmenbedingungen für das Eigentliche waren. Es half mir, auf die Benediktsregel zu rekurrieren, die auf das Wesentliche, d. h. die eigentliche Bedeutung vordergründig einfacher Handlungen, abzielt. Ich hatte bereits einen längeren geistlichen Weg hinter mir, wozu auch eine Ausbildung zur Geistlichen Begleitung gehörte, und ich war seit Jahren in einem Kreis, der sich, auch mithilfe der hebräischen Sprache, Schrifttexte ins Leben hineinholte. Dagegen hatte ich keine Ahnung von Kirchen- und Ordensgeschichte.
Ein großes Glück für mich war, dass wir zu zweit den Weg gingen. Meine Mitnovizin war noch etwas älter als ich, und wir konnten uns über unsere Erfahrungen im Noviziat gut austauschen. Manches konnten wir entspannt, gelegentlich leise schmunzelnd, einfach mitmachen. Etwa wenn Noviziats-Usancen eher in Richtung Erziehung gingen, oder ausführlich erklärt wurde, wie ein Tisch zu decken war, was wir mit wenigen Blicken verstanden hatten. Manches konnten wir durch unsere Lebens-Erfahrung besser als andere Schwestern, was wir (so hoffe ich) nicht demonstrativ vor uns hertrugen, sondern eher vorsichtig anmerkten.
Vor kurzem habe ich von einem älteren Mönch den Satz gehört: „Was ich muss, das will ich auch." So radikal hätte ich es wohl damals nicht formuliert, aber in das, was auf dem Weg nötig ist, sich so hineinzubegeben, dass ich es auch bejahen kann – das habe ich mit mehr oder weniger Selbstverständlichkeit getan. Mich transformieren lassen – und die Mitte neu finden, so habe ich Formation erlebt.

Seitenwechsel: Novizenmeisterin
Unmittelbar nach meiner Ewigen Profess wurde ich selbst zur Novizenmeisterin für die neu Ankommenden ernannt. Unter ihnen waren einige zwischen Mitte 30 und Mitte 40. Alle mit viel Lebens- und Berufserfahrung, teilweise hatten sie in Partnerschaft gelebt, waren in der Welt herumgekommen usw. Und alle waren auf je besondere Weise spirituell geprägt. So musste ich sie nun dabei unterstützen, sich in eine Gemeinschaft einzufädeln mit relativ festen Regeln und Traditionen: A., die Gebetstänze liebte und weniger den Choral, B., die ihrer Berufung zur Priesterin nachspürte, C., deren Sehnsucht nach Partner und Kindern noch nicht gestillt war, D., die aus einer anderen Kultur kam, E., die als Erwachsene erst zum Glauben gefunden hatte, F., die als Kind Gewalt erfahren hatte, usw.
Viele Fragen stellten sich, etwa nach dem Umgang mit den sozialen Medien, sowie die Frage, wie mit Freundschaften und der Familie der Kontakt zu halten ist. Gehen Abendeinladungen? Wochenendbesuche? Was ist verhandelbar? Was nicht?
Ich wollte einen guten Mittelweg gehen, den neu Angekommenen gerecht werden, ihre Charismen erkennen und sie in Freiheit gehen lassen, wenn dies nur eine Zwischenstation war. Ich sah meine Aufgabe darin, sie so zu unterstützen, dass jede zu dem findet, was für sie lebens- und gottesförderlich ist und zugleich diesem Ort gerecht wird. Da gab es keinen altersspezifischen Unterschied.

Die Gemeinschaft – ein Dorf erzieht mit
Der Auftrag an eine Magistra lautet eher, die Neuen an die Kommunität anzupassen als umgekehrt. Unseren „Stallgeruch" soll jede Neue annehmen. Zu dieser Formation der neuen Schwester wollen alle etwas beitragen, getreu dem Spruch: „Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen." Das ist nun nicht so einfach, wenn Neue kommen, die eine ganz andere Welt erlebt haben als diejenigen, die schon eine lange Lebenszeit im Kloster verbracht haben. Und wenn die Neuen älter und selbstbewusster sind und viele innere Bilder, Texte, Begegnungen mitbringen, die nicht anschlussfähig sind – wie kann das gehen? Es wäre leicht, hier auf das Niveau von Anekdoten in den Begegnungen zu rekurrieren. Das wird dem Thema jedoch nicht gerecht. Klar ist: Mit jeder Neuen wird sich die Gemeinschaft bewegen und verändern. Beispielsweise haben sich unsere Essensgewohnheiten seit meinem Eintritt radikal geändert. Und das ist im Kloster keine Nebensache.
Es kommt darauf an, dass alle Schwestern bestrebt sind, die Tore zu den Neuen, egal ob jünger oder älter, offen zu halten und die Zugbrücke nicht vorschnell hochzuziehen. Und als Magistra die Position „zwischen allen Stühlen" (so das Thema einer Magistertagung aus diesen Zeiten) auszuhalten und gemeinsam immer wieder daran zu arbeiten, auch für die Gemeinschaft als Ganze die Mitte neu zu finden.

Grundsätzliche Überlegungen

Für ein benediktinisches Kloster ist das allem übergeordnete Kriterium, wenn jemand anklopft, ob er „wirklich Gott sucht, ob er Eifer hat für den Gottesdienst, ob er bereit ist zu gehorchen und ob er fähig ist, Widriges zu ertragen" (Benediktsregel 58,7). Also: Sucht die Neue wirklich Gott und lässt sie sich darauf ein, von innen her *neu* zu werden? In den drei weiteren Bedingungen bewegen sich dann unsere gemeinsamen Erkundungen, ob jemand sich auf Dauer in das Leben in einer Gemeinschaft einfügen kann und will. So sollte es vom Existentiellen her eigentlich keine Rolle spielen, wie alt eine Frau ist, die aufgenommen werden will. Dennoch – ganz so einfach ist es nicht.

Ein kurzer Blick auf die Generationen-Unterschiede
Schauen wir auf die Generationentabellen, so sehen wir, dass die Gruppe, um die es hier geht, also Frauen zwischen 40 und Mitte 50, zwischen 1970 und 1985 geboren sind. Sie gehören damit entweder noch zur *Generation X* (1965-1979) oder zur *Generation Y*, den sogenannten Millenials (1980-1994)[4]. Was sind die wesentlichen Charakteristika dieser Gruppen?

Social Media
Beide Generationen haben noch einen starken Bezug zu Printmedien, sind mit Telefon und Analog-Fernsehen aufgewachsen. Sie nutzen den Computer als Arbeitsgerät, sind *Digital immigrants*, das heißt sie arbeiteten sich schrittweise in die Nutzung Sozialer Medien ein. War es bis etwa zur Jahrtausendwende eine große Frage, wie sich Klöster durch Kontrollen vor schädlichem Medienkonsum schützen können, so wurden diese Diskussionen durch die Notwendigkeiten in den Arbeitsfeldern, mit Angestellten, Handwerkern, Ärzt:innen, Behörden, Familienangehörigen usw. und spätestens seit den Pandemieerfahrungen mit Zoom-Treffen obsolet. WhatsApp-Gruppen in

Klöstern zur schnelleren Abstimmung sind keine Seltenheit mehr. Der Umgang mit den Medien muss heute in Eigenverantwortung gelebt werden. Darüber freilich sollten sich die Gemeinschaften immer wieder einmal austauschen. Und vielleicht kann man da inzwischen von den heutigen Jungen, den *digital natives*, lernen. Da gibt es inzwischen durchaus Hinweise auf den Gegentrend: kontrollierte Medienabstinenz.

Beten, Arbeiten, Erholung

Je jünger, desto mehr verschiebt sich in weiten Teilen der Gesellschaft der Schwerpunkt von „Arbeit und Karriere" zu „work-life-balance". Was bedeutet das für das Klosterleben? Ich denke, dass wir durch diese Verschiebung auch in den Klöstern herausgefordert sind, sorgfältig auf eine gut lebbare Ausgewogenheit zwischen Gebet, Arbeit, Lectio und freier Zeit zu achten. Die Benediktsregel mit der Betonung des „rechten Maßes" zeigt an vielen Beispielen auf, wie das geistlich gelebt werden kann. Das ist umso wichtiger, je kleiner die Gemeinschaften werden und bestehende Aufgaben auf immer weniger Personen verteilt werden sollen.

Werteorientierung und Glaube

Als Werte der „Generation X" werden vor allem Sicherheit und Stabilität genannt. Bezahlte Arbeit spielt eine große Rolle, es gibt eine hohe Leistungsbereitschaft, aber auch den Anspruch, Arbeit und Freizeit strikt zu trennen. Sie sind die letzte Generation, die noch eine analoge Kindheit und Jugend hatte. Die Zahl der Kirchenaustritte ist hoch, der eigene Glaube wird oft in Glaubensmosaiken zusammengebastelt.

Bei der „Generation Y" werden klassische Strukturen viel stärker hinterfragt, ebenso wie die Sinnhaftigkeit von bezahlter Arbeit. Selbstverwirklichung und Freiheit, Gerechtigkeit, Ökologie, Toleranz gegenüber anderen Lebenskonzepten, flache Hierarchien, Feedback-Kultur (die bereits im Kindergarten erlernt wurde) kennzeichnen diese Generation. Der Rahmen des Glaubens wird noch mehr als schon in der Generation X durch eigene Spiritualitätskonzepte zusammengebastelt und immer weniger in den etablierten christlichen Kirchen gesucht.

Wie haben nun Menschen aus diesen Generationen ihren Weg bis hin zur Bitte um Aufnahme in ein Kloster gefunden?

Weg zum Glauben, Weg in eine Gemeinschaft

Es gibt sie noch, die Frauen, die klassisch katholisch sozialisiert wurden und auf dieser Basis irgendwann in der Mitte des Lebens den Schritt über die Klosterschwelle vollziehen. Und es gibt jene, die erst als Erwachsene zum Glauben fanden. Und es gibt unzählige verschiedene Wege dazwischen. Herausfordernd ist es zum Beispiel, wenn eine Novizin über eine Student:innengemeinde die Initialzündung für den Glauben bekam und sich dann in einer Welt wiederfindet, in der Choral gesungen wird und Schwestern sich siezen. Das sind mehr oder weniger große Irritationen auf dem Weg der Transformation, die es um des größeren Zieles willen zu bewältigen gilt. Je älter jemand ist, desto länger und durch vielfältige Schleifen und ein breites Austesten von Erfahrungen geprägt kann der Weg gewesen sein, bis jemand an eine Klosterpforte anklopft.

Manchmal muss sich eine Frau, die aus einem eher traditionellen oder charismatisch geprägten Kontext kommt, damit anfreunden, wie heute in einigen Gemein-

schaften gelebt wird (werden muss), etwa ohne tägliche Eucharistiefeier und ohne einen Spiritual vor Ort. Je kleiner eine Gemeinschaft ist, desto schwieriger kann es werden, divergierende Ausrichtungen im Glaubensalltag zu leben. Hier ist zum einen die Vergewisserung über eine ausreichend große spirituelle und alltagstaugliche Schnittmenge sowie eine gelassene Toleranz nach beiden Seiten gefordert. Manchmal ändert sich auch der innerklösterliche Mainstream. Etwa, wenn die vom Konzil geprägte Generation nicht mehr die Definitionsmacht hat. Dann wundern sich die älteren Schwestern, was die Kinder der X- und Y- (oder gar Z-) Generation wieder gut und wichtig finden.

Verzicht und Transformation

Wenn jemand bereits einen größeren Teil des Lebens gelebt hat und nun ganz neu ansetzen will in einem Kontext, der sich sehr stark von dem unterscheidet, was heute gesellschaftlich üblich ist, wird die Flexibilität herausgefordert. Und es ist ganz unvorhersehbar, was jemandem leicht- oder schwerfällt. Das hängt von vielen Faktoren der Lebensgeschichte ab. Wie wichtig ist das Netz an Freund:innen, das selbständige Führen des Haushalts einschließlich des Kochens? Die Verfügung über Eigentum, Geld? Wie leicht fügt sich ein „Einzelkind" in eine Gruppe ein, mit der es dann das Leben „für immer" teilt? Wie gut kann eine Person die Balance von Reden und Schweigen halten? Wie leicht kann sie sich ein- und unterordnen, auch wenn sie manches nicht so ganz akzeptieren kann? Wo gehören Ungereimtheiten zum Weg dazu? Oder wo gehen Verbote evtl. in die gefährliche Richtung geistlichen Missbrauchs? Kann über notwendige Balanceakte adäquat gesprochen werden? Dabei geht es nicht einfach darum, flexibel zu reagieren, sondern es wird ein tiefgreifender Prozess der Transformation der Persönlichkeit eingeleitet. Die eigene Mitte darf nicht verlorengehen.

Oft wird gesagt, dass jüngere Menschen flexibler sind und sich einfacher auf einen ganz anderen Lebensentwurf einstellen können. Meine Erfahrung ist das nicht. In der Zeit, als ich für das Noviziat verantwortlich war, sind Schwestern, die etwa Mitte/Ende 20 waren, wieder gegangen. Problematisch insbesondere für Ältere können die Themen Verantwortung abgeben, Gehorsam, Vertrauen, Verfügung über finanzielle Mittel sein. Das erfordert Geduld und viele Gespräche. Und manchmal gelingt es nicht, hier zu einem Konsens zu kommen.

Gemeinschaft statt Familie

Ein Kloster ist keine Familie. Wer Erwartungen in diese Richtung hat, muss enttäuscht werden. Es ist auch nur bedingt eine Institution mit einklagbaren Richtlinien. Vielmehr orientieren sich Klostergemeinschaften idealerweise an dem, was von den Christen in der Apostelgeschichte erzählt wird. Gebet, Arbeit, Wort Gottes als Leitschnur, Vertrauen auf den Heiligen Geist, Sorge für die Armen, die Alten, und Leitung durch dazu Berufene. Frauen, die bei ihrem Eintritt bereits ei-

Autoreninfo

siehe gedruckte Ausgabe

ne Partnerschaft gelebt haben, sind inzwischen der „Normalfall“. Gelegentlich gibt es auch Witwen, vielleicht mit erwachsenen Kindern. Witwen gab es im Übrigen in den Orden schon immer: Für sie war das Kloster in den vergangenen Jahrhunderten oft ein angemessener Ort, ihren Lebensabend zu verbringen. Und so manche adelige Witwe gründete gleich das für sie passende Kloster.[4]

Ab wann es aufgrund des Alters angebracht ist, nicht auf die Profess und die Vollmitgliedschaft, sondern auf eine *Regularoblation* hinzusteuern, wird jede Gemeinschaft anders definieren[5]. Allgemein denke ich, ab ca. 65 Jahren ein mindestens fünf- bis neunjähriges Noviziat/Juniorat zu fordern, ist nicht angemessen.

Berufstätigkeit außer Haus

Hat eine Kandidatin eine passende Berufsausbildung oder kann sie eine machen? Ältere Frauen kommen nicht nur mit einer Ausbildung, sondern oft mit fundierter Berufserfahrung. Gemeinsam muss dann herausgefunden werden, was kompatibel ist. Manchmal muss man leider einsehen, dass eine Berufstätigkeit mit dem klar strukturierten monastischen Leben unvereinbar ist. Eine Musikerin, die europaweit für Konzerte angefragt wird, wird sich schwer einfügen können. Dann gilt es zu akzeptieren, dass die Musik ihre erste Berufung ist.

Die Alte bleiben und neu werden

Je älter man ist, desto mehr hat man seine Identität gefunden. Der Klostereintritt verändert daran alles – und nichts. Es ist, wie wenn das bisherige Leben in einem Kaleidoskop durcheinandergerüttelt wird und ein neues Bild entsteht, in dem die gleichen Teile neu zusammengesetzt werden. So kann im Idealfall die Mitte neu entdeckt werden. Ob man sich schütteln lassen will, liegt an der Bereitschaft, in den Prozess der Transformation einsteigen zu können, an biographischen Erfahrungen, am Hören darauf, wohin jemand geführt werden soll. Und dann daran, sich zu entscheiden, neu werden zu wollen. Nicht am Alter. Denn die andere Seite von *alt* ist nicht einfach *jung*, sie ist vor allem: *neu*.

1 Ich schöpfe meine Erfahrungen im Folgenden aus dem benediktinischen Kontext und unserer Ordensregel.

2 Ich benutze die Begriffe Magistra und Novizenmeisterin synonym, wobei im Benediktinischen die Magistra der geläufigere Begriff ist.

3 https://felixbehm.de/generationen-uebersicht/ (25.4.2026). S. auch z.B.: https://www.adigiconsult.ch/wp-content/uploads/Uebersicht-der-Generationen-Silent-X-Y-Z-Alpha.png (25.4.2026) Leider weisen die verfügbaren Übersichten keine Unterschiede zwischen Frauen und Männern aus. Da die Ausführungen im Folgenden nur eine allgemeine Skizze der Generationenunterschiede sein sollen, verzichte ich auf einen aufwendigen Fußnoten-Apparat.

4 Als Beispiel seien nur genannt: Agnes von Böhmen, die im 13. Jahrhundert das erste Klarissinnenkloster in Prag gründete, das sie dann als Äbtissin leitete, oder die Kurfürstin Adelheid Henriette von Savoyen, die in München 1671 das Damenstift St. Anna gründete.

5 Es gibt noch andere Gründe für die Entscheidung zur Regularoblatin. Darauf gehe ich nicht ein.